

Nr. 243 Bromberg, den 22. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(20. Fortsetzung.)

Zwei Minuten später kam der Chauffeur der wartenden Droschke in höchster Eile zu dieser wieder zurück. Anscheinend ohne eine Pause in seinem Lauf zu machen, sprang er in den Führersitz und warf den Motor an.

Der Schutzmann trat zurück, und sah dem mit Höchstgeschwindigkeit davonrollenden Wagen nach.

„Wenn er nicht langsamer fährt, wird er bestimmt angehalten werden“, sagte er sich. „Hoffentlich hat er die Wahrheit gesprochen und mir keinen Schabernack gespielt, sonst komm' ich in des Teufels Küche.“

Bruce betrachtete die beiden Männer, die seinen raschen Eintritt in den Garten bewirkt hatten.

„Meine Herren, war das nötig? Ich habe einen angeborenen Widerwillen gegen Berührungen von fremden Händen.“

Der große, hagere Mann antwortete mit einer näselnden Stimme.

„Vielleicht war es ein wenig unhöflich, aber es gibt Augenblicke, in denen die Höflichkeit vor der Notwendigkeit zurücktreten muß. Seien Sie so gut und kommen Sie mit.“

Sie standen in einem beiderseits von Mauern umgebenen Durchgang, der von der Gartentür zum Hause führte. Oben war der Durchgang mit Glas bedeckt. Ein schwaches Licht drang aus dem Hause, sonst lag alles in Dunkelheit.

„Sie sind Amerikaner?“ fragte Bruce den großen Mann.

„Stimmt, aber das tut nichts zur Sache. Vorwärts, setzen Sie sich in Trab.“

„Da Sie Amerikaner sind, werden Sie sicherlich diese kleinen Dinger hier kennen. Wie ich höre, sollen sie in Ihrem gesegneten Lande öfters gebraucht werden.“

Bruce machte einen raschen Schritt rückwärts, so daß er die Tür im Rücken hatte. Als er die Hände aus den Taschen seines Überrocks zog, hielt jede von ihnen einen Revolver.

Ohne einen Augenblick des Zögerns stürzte der Neger auf ihn zu. Ein Schuß krachte, und der Schwarze sank brüllend zu Boden. Die beiden anderen hatten anfänglich Neigung gezeigt, dem Beispiel des Negers zu folgen, hielten sich jedoch, als sie das Schicksal ihres schwarzen Spießgesellen sahen, in vorsichtiger Entfernung.

„Das war nur ein kleines Warnungszeichen. Die Kugel steckt in dem Fleisch des Oberschenkels und wird seiner dicken Haut nicht viel schaden. Sie, als ein selbstbewußter Amerikaner, sollten wissen, daß man nicht schwarzen Abschaum der Menschheit auf weiße Männer hetzt.“

Der Amerikaner sprach den Neger an, der noch immer Zeichen verwunderter Gefühle von sich gab.

„Halt's Maul! Es ist nicht das erstemal, daß du ein Stück Blei abbekommen hast.“ Dann richtete er an Bruce eine Bemerkung. „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie mit dem Schießeisen so schnell bei der Hand sind, sonst hätte ich meine eigenen Kanonen mitgebracht. Ich habe aber nicht einmal soviel wie ein Blasrohr bei mir.“

„Das ist ehrlich und offen. Auch ich will es daher sein. Ich bin auf Wunsch von euch Herren hierhergekommen und habe die Absicht, friedfertig zu bleiben, solange Ihr euch anständig benehmt. Ihr sollt jedoch wissen, daß ich nicht wehrlos bin. Und nun bitte ich, mich in das Haus zu führen. Ich werde folgen.“

„Tatsächlich?“

Es ist eine Gewohnheit vor mir, genau das zu sagen, was ich meine.“

Der Amerikaner und Brown ergriffen den Neger von beiden Seiten und schleppten ihn dem Hause zu. Das Stöhnen und Flehen des Schwarzen wurde von seinen beiden Begleitern mit einem Schweigen aufgenommen, das wenig Sympathie verriet. Bruce folgte einige Schritte dahinter, och immer mit den Revolvern in seinen Händen.

Der Durchgang war länger, als Bruce angenommen hatte. Es dauerte eine Weile, bevor der sonderbare kleine Zug das Haus erreichte. Einige Meter davor beschleunigte Brown seine Schritte in der offenkundigen Absicht, sein Eintreffen anzukündigen. Bruce hielt ihn jedoch zurück.

„Nur langsam, Mr. Brown, Ihre Freunde im Haus werden sehr wohl wissen, was geschehen ist, und sind auf unser Kommen vorbereitet. Weitere Mitteilungen von Ihnen sind überflüssig.“

Brown gehorchte und hielt bei seinen Gefährten.

Eine Sekunde später erreichten die drei Männer, die die Vorhut bildeten, die Treppenstufen zu der Eingangstür, öffneten sie und traten in eine schwach erleuchtete Halle. Bruce folgte. In dem Augenblick, als er die Schwelle überschritt und einen forschenden Blick um sich warf, sprangen zwei Männer aus dem Schatten beiderseits der Tür auf ihn zu. Bum — bum — krachten einige Schüsse aus seinem Revolver. Ein Schmerzensschrei verkündete, daß jemand getroffen worden war, aber anscheinend keiner seiner unmittelbaren Angreifer, denn diese klammerten sich an seine Handgelenke mit solcher Kraft, daß es ihm unmöglich war, seine Waffen nochmals zu gebrauchen. Dies ermutigte die vorn stehenden Männer, nun auch ihrerseits anzugreifen. Die Finger des Amerikaners schlossen sich um Bruces Kehle. Etliche andere Männer kamen die Treppe herabgelaufen. Gegen solche Überzahl war jeder Widerstand aussichtslos Lediglich mit dem Gewicht ihrer Körper rissen die Männer die sich an Bruce klammerten, ihn zu Boden. Durch das Stimmengewirr hörte Bruce einen Rat des Amerikaners:

„Wenn Sie sich rühren, hauen wir Ihnen den Schädel ein, und das könnte wehtun. Ich rate Ihnen daher, still liegen zu bleiben.“

Aus dem Hintergrunde kam eine zweite Stimme, ebenfalls im amerikanischen Akzent, jedoch gebildeter. Es klang etwas Herrisches und Drohendes daraus.

„Fesselt ihn!“

Als Bruce dies hörte, machte er abermals einen Versuch, seine Gegner abzuschütteln; er war jedoch noch nicht wei' gelangt, als dieselbe Stimme sich neuerdings vernehmen ließ.

„Gebt ihm eins über den Schädel!"

Bruce kämpfte mit dem Aufgebot all seiner Kräfte, und es schien einen Augenblick, als ob er Erfolg haben würde. Am Boden liegend, mußte er sich der Verteidigungsmittel bedienen, die seine Lage zuließ. Er hob ein Bein und versetzte damit dem langen Amerikaner, der vor ihm kniete, einen so heftigen Fußtritt in den Rücken, daß dieser einige Schritte weit geschleudert wurde. In der folgenden Verwirrung gelang es Bruce, sich aufzurichten. Aber kaum stand er wieder auf seinen Füßen, als er einen Hieb mit solcher Heftigkeit über den Kopf erhielt, daß er glaubte, seinem Ende nahe zu sein. Er sank in die Knie, stürzte zu Boden und lag regungslos da. Als seine Gegner sahen, daß diese Wirkung des Schlages nicht vorgetäuscht war, ließen sie ihn los.

Der große Amerikaner, noch etwas schwankend auf den Füßen, beschäftigte sich damit, den Zustand seiner Wirbelsäule zu prüfen.

„Wenn ihm noch etwas mehr Kraft im Knie geblieben wäre, würde ich niemals im Leben wieder gerade stehen können. Er scheint Federn statt Muskeln in den Beinen zu haben."

Sein Landsmann mit der gebildeten aber herrischen Stimme nahm nun die Lage in die Hand.

„Rührt euch ein bißchen und bindet ihn, bevor er seine Beine wieder gebrauchen kann."

Ein kleiner, ungewöhnlich dicker Mann stand vor der regungslosen Gestalt am Boden und rieb sich zufrieden die Hände. Es war Mr. Chaffing.

„Ich sagte es euch, daß wir Mühe mit ihm haben würden. Er hat's in sich."

„Jawohl, den Teufel hat er im Leibe; nichts weniger als das! Wir werden ihm aber schon zeigen, daß wir auch mit seinesgleichen umzugehen verstehen."

Diese Worte kamen von Mr. Hammick, der um den Mann am Boden herumtanzte und ihm dabei die Spitzen seiner Schuhe gelegentlich in die Rippen bohrte.

Die befehlende Stimme des zweiten Amerikaners ließ sich neuerdings vernehmen.

„Meine Herren, handelt und redet nicht soviel. Zeit ist Geld. Unser Freund hier auf dem Boden mag all das sein, was ihr von ihm denkt, aber das tut nichts zur Sache. Wenn er dieses Haus verläßt — wenn, sage ich — wird eine Änderung in ihm vorgegangen sein. Bindet ihn jetzt! Einen nochmaligen Ringkampf können wir nicht gebrauchen. Wenn er danach aufwacht und erkennt, was geschehen ist, wird er vermutlich empfänglicher für die Überredungskünste sein, die wir an ihm erproben wollen."

*

Als Bruce das Bewußtsein wiedererlangte, wurden ihm zwei Dinge klar: zuerst, daß er patschnaß war, und ferner, daß das häßliche Gesicht des Negers ihn mit einem bösen Grinsen betrachtete. Die Ursache der Nässe war, wie sich alsbald herausstellte, das Becken eiskalten Wassers, das der Neger in der Hand hielt und aus dem Bruce als er die Augen öffnete, ein weiterer Sturzbach ins Gesicht strömte. Nachdem er wieder seine Augen gebrauchen konnte, sah er einen Mann ein paar Schritte vor sich stehen, den er sofort erkannte.

„Sie sind der Mann, der mich vor der Safe Deposit Company angesprochen hat."

Mr. Hammick grinste.

„Freut mich, daß Sie mich wiedererkennen. Diesmal werden Sie aber nicht den großen Herrn mir gegenüber spielen."

Als Bruce seine Blicke weiterwandern ließ, gewahrte er Brown, der neben Hammick stand, und sodann einen einfachen, hölzernen Tisch, um den mehrere Männer saßen, die ihn unaufhörlich betrachteten.

Sein Kopf schmerzte ihn zum Zerspringen, und seine Sinne waren wie gelähmt, so sehr, daß es eine Weile dauerte, bis ihm klar wurde, warum er sich nicht rühren konnte. Nur allmählich kam ihm seine Lage zum Bewußtsein.

Er saß auf einem Stuhl und war an diesen festgebunden. Vom Hals bis zu den Füßen zogen sich Windungen einer scharfen Schnur um seinen Körper und den Stuhl. Sie schnitten in sein Fleisch wie Messer und hemmten seinen Blutumlauf, so daß seine Adern wie weißglühende Drähte brannten. Er mußte sich in die Lippen beißen, um den Schmerzensschrei, der sich ihm unwillkürlich aufdrängte, zu unterdrücken.

Er fand es weniger schwer, die Augen zu öffnen, als sie offen zu halten. Während er sich bemühte, eine gleichgültige Miene anzunehmen, sprach ihn jemand vom Ende des Tisches her an. Es war der zweite Amerikaner. Die Stimme des Mannes war ölig, seine Worte waren höflich, und doch ätzend wie Vitriol. Jedes davon brannte in der Seele des Gefesselten.

„Wir freuen uns, Sie in unserer Mitte begrüßen zu können, Mr. Robert Smithers, und bedauern, daß Ihr Benehmen uns gezwungen hat, Sie in einer Weise zu behandeln, die wir uns für einen späteren Teil unserer Auseinandersetzung vorbehalten hatten. An Ihnen liegt es, ob wir uns entschließen, die Unbequemlichkeit Ihrer augenblicklichen Lage zu mildern oder zu verstärken."

Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung richtete Bruce seine Augen auf den Sprecher und lächelte. Er sah einen Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren vor sich, dessen Äußeres weder körperlich noch geistig irgend etwas Ungewöhnliches verriet. Er hatte hellbraunes Haar und einen sandfarbenen Schnurrbart. Das Auffallendste an ihm waren die Augen, deren Pupillen die Eigenart hatten, sich anscheinend nach Belieben, auszudehnen und zusammenzuziehen, was ihm etwas Katzenartiges verlieh. Er saß am Tische, vorgebeugt, mit einer Feder in den Fingern.

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?" bemerkte Bruce.

„Sie dürfen es. Ich heiße Samuel Waterson und bin aus Philadelphia. Da dieser kleine Verein einer meiner Lieblingsgedanken ist, und ich schon sehr viel Geld hineingesteckt habe, abgesehen von Mühe und Arbeit, können Sie sicher sein, daß ich ein sehr lebhaftes Interesse an Ihnen nehme."

„Ich glaube mich zu erinnern, den Namen Samuel Waterson schon in Verbindung mit Banknotenfälschungen gelesen zu haben."

„Das ist nicht ausgeschlossen. Man hat mich zuweilen den Banknoten-König genannt."

„Nach der Art zu schließen, wie Sie dies sagen, scheinen Sie stolz darauf zu sein, Mr. Waterson; ferner auch stolz, daß Sie mich endlich wehrlos vor sich haben. Das deutet darauf hin, daß Sie ein Feigling sind."

„Gib ihm eins übers Maul, Linkmann, er plaudert zuviel."

Der Neger stand auf und versetzte Bruce einen wohlgezielten Hieb auf den Mund. Mr. Chaffing hielt eine Art Nachrede, wobei sein kugelrundes Gesicht sich zu einem faltenreichen Grinsen verzog.

„Ich habe Ihnen geraten vernünftig zu sein. Sie sehen, wohin es führt, wenn Sie es nicht sind."

Ein anderer Mann, der links von Bruce stand, mischte sich ein.

„Mir ist gleichgültig, was er sagt; wir schulden ihm bereits soviel, daß eines mehr oder weniger keinen Unterschied macht."

Waterson klopfte mit seinem Federhalter auf den Tisch, worauf Stille eintrat.

„Was unser Freund Kornberg sagt, ist nur zu wahr. Wir schulden ihm bereits zuviel. Wir haben den größten Plan eingeleitet, der jemals ausgedacht wurde, und sahen uns bereits im Besitze eines Riesenvermögens, als dieser völlig Fremde kam und sich alles aneignete: die unschätzbaren Wertsachen, die wir in jahrelanger, schwerer Arbeit aufgehäuft haben, und die unser gemeinsames Eigentum sind. Sie lachen darüber, Mr. Smithers, und bisher konnten Sie es auch. Uns war aber keineswegs zum Lachen zumute. Der Augenblick ist nun gekommen, da wir unsere Rollen vertauschen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichten um Gneisenau.

Schilda.

Der große deutsche Schlachtenlenker Neithardt von Gneisenau ist durch einen reinen Zufall in dem thüringischen Städtchen Schilda zur Welt gekommen. Sein Vater, ein etwas abenteuerlicher Offizier und Feldmesser, war im Dienst der Österreicher nach der Niederlage bei Torgau im Trubel des Rückzuges mit seinem, Frau und Kind enthaltenden Bagagewagen am 3. November 1760 in die Gegend von Schilda gekommen. Es war eine barbarisch kalte Winternacht. Da fiel der kraftlos gewordenen Mutter das erst wenige Stunden alte Knäblein durch einen Spalt des Leiterwagens in den Schmutz der Landstraße. Die Frau des Leutnants schrie verzweifelt nach ihrem verlorenen Neugeboren; da brachte in den Morgenstunden des 4. November ein Soldat des Nachtrabs der Mutter das auf der Straße aufgelesene Kind. Sie starb wenige Tage darauf; ihr Grab ist unbekannt.

Der Großvater.

Der Vater Gneisenaus scheint sich herzlich wenig um seinen Jungen bekümmert zu haben. Er gab den Säugling armen Bauersleuten in Kost und Logis und zog seine Abenteurerbahn weiter, ewig geldbedürftig und als verkommenes Genie bekannt. So hütete der dreijährige Junge die Gänse seiner Zieheltern bei Schilda, bis menschenfreundliche Nachbarn die gute Abstammung des Jungen aus einem Familiengebetbuch entnahmen und den Knaben den Großeltern zuführten. Der Großvater Gneisenaus mütterlicherseits war Oberstleutnant in Würzburg und ließ dann seinen Enkel durch einen Lakaien in Schilda abholen. Da die Großeltern jedoch bereits wenige Jahre nach der Aufnahme ihres Enkelkindes starben, stand der junge Gneisenau recht bald, wenn auch nicht mittellos, so doch elternlos da. Er interessierte sich für alles und jedes, bis das Soldatenblut in ihm erwachte und ihn zu den Jägern des Markgrafen von Ansbach zog.

Ansbacher Jäger.

Der Margraf von Ansbach-Bayreuth gehörte zu jenen deutschen Fürsten, welche ihre Truppen im nordamerikanischen Krieg zu „verleihen" pflegten, ein Umstand, der den abenteuerlustigen jungen Fähnrich wohl in erster Linie bewogen haben mag, bei den Ansbacher Jägern einzutreten. Tatsächlich wurde Gneisenau als jüngster Ansbachischer Jäger-Offizier nach Amerika detachiert. Er kam allerdings zu spät, um sich dort bereits mit kriegerischem Ruhm zu bedecken; er sah sich aber in der Neuen Welt gründlich um und lernte sowohl für sein militärisches Metier wie für sein gesamtes staatsbürgerliches Weltbild dort allerlei.

Potsdam.

Er erkannte bereits als Zwanzigjähriger am Abschluß des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, daß die Zeit der linearen Strategie der friderizianischen Epoche vorüber und an ihre Stelle das lockere „Schützengefecht" mit seinen von der Feuertechnik abhängigen Zusammenballungen getreten war. Noch auf der Rückfahrt von Amerika arbeitete er eine diesbezügliche Denkschrift aus und reichte sie 1785 an den preußischen König ein. Das Aufnahmegesuch in die preußische Armee wurde genehmigt und so stand Gneisenau im Februar 1786 vor dem greisen König, der wenige Monate später verstarb. Hätte Friedrich noch die Kraft besessen, einem Vortrag des jungen Leutnants zu folgen und ihm den Weg in den Generalstab freizumachen. Vielleicht wäre es nie zu der verheerenden Niederlage bei Jena und Auerstädt gekommen.

Jena.

So mußte sich Gneisenau viele lange Jahre im Gamaschendienst einer kleinen schlesischen Garnison abquälen, ohne daß seine Kenntnisse aus dem amerikanischen Bürgerkrieg in der preußischen Armee irgendwie verwertet worden wären. Als dann 1806 der starre Apparat des friderizianischen Heeres durch die lockeren Schützenhaufen der napoleonischen Armee über den Haufen geworfen, in den Flanken gefaßt und vernichtet worden war, führte allein Gneisenau seine Kompanie nach der Taktik der „Tirailleure" aus dem Feuer, ohne dadurch natürlich das Schicksal Preußens wenden zu können.

Kolberg.

Seinen großen Aufstieg nahm Gneisenau dann 1807 als Verteidiger Kolbergs, als es ihm zum ersten Mal möglich war, seine mitreißende Führerseele über den Rahmen einer preußischen Infanteriekompanie auszuströmen und eine ganze Stadt, mit ihrem Bürgerführer Nettelbeck an der Spitze, mit sich zu reißen. Alten Soldaten schossen die Tränen in die Augen, als der neue Kommandant die erste Ansprache hielt und „Gevatter Schuster und Schneider" nahmen freudig die Flinte zur Hand, um den „Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht", wenn auch im bescheidenen Rahmen einer kleinen Festung aus der Taufe zu heben.

„Freiheit der Rücken".

Als die gewaltige Welle der Freiheitskriege ganz Deutschland zu erfassen begann, machte ihr Gneisenau den Weg in die Regimenter des preußischen Heeres frei durch seinen berühmt gewordenen Artikel „Freiheit der Rücken", in dem er forderte, daß die Prügelstrafe in einem wahren „Volksheer" verschwinden müsse, um anstelle der alten, durch den Korporalstock erzwungenen Disziplin das Ehrgefühl des freien deutschen Bürgers unter den Waffen treten zu lassen. In der „Militär-Reorganisation-Kommission" verwirklichte dann der zum Oberst aufgerückte Gneisenau sein gesamtdeutsches militärisches Soldaten- und Bürgerideal.

Der Jakobiner.

Kein Wunder, daß Gneisenau zusammen mit Scharnhorst und Freiherrn vom Stein in den Geruch eines „Jakobiners" geriet, wie ihn der unbelehrbare Teil jenes Preußens nannte, das bei Jena militärisch zerbrochen war. Es gelang ihm jedoch, das ganze deutsche Volk und mit ihm auch den Preußenkönig auf seine Seite zu bringen und den großen Befreiungskampf einzuleiten und zu Ende zu führen. Gneisenau war absolut kein Freund der Revolution und hat in einem seiner Gedichte den Mord an Ludwig XVI. bitter verurteilt. Er war auch absolut kein Kraft- und Gewaltmensch, sondern ein feinnerviges Wesen von großer Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Ernst Moritz Arndt schilderte ihn äußerlich wie einen Riesen mit löwenartigen Gliedern, männlich und schön. Der Dichter vergißt aber nicht darauf hinzuweisen, daß in seinem Antlitz die Stimmungen in jähem Wechsel zu erkennen waren, wenn „gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Schlechtigkeit oder Feigheit der Neidischen und Dummen vereitelt wurden. Er zeigte dann ein plötzliches Dunkel wie ein gealteter Greis."

Waterloo.

Bekannt ist die innige Freundschaft zwischen Blücher und Gneisenau, dem offiziellen Oberbefehlshaber und „Marschall Vorwärts" auf der einen Seite und dem geistigen Leiter der Operationen, Gneisenau. Man hat oft versucht, die beiden gegeneinander auszuspielen, natürlich umsonst. Blücher liebte es, seinen Stabschef als „seinen Kopf" zu bezeichnen und Gneisenau hing mit inniger Freundschaft an dem Marschall.

Mit dem König von Preußen stand Gneisenau nicht so gut. Als er am 18. Oktober 1813 die große Schlacht bei Leipzig geschlagen hatte, schrieb er am Tag darauf an seinen Schüler, den Major von Clausewitz: „So wie dieser heilige Krieg vorüber ist, trete ich aus seiner Armee und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher mich in seiner Armee aufdrängen." Selbstverständlich blieb Gneisenau trotz dieser Spannungen bis zu seinem Tod auf seinem Posten und ging als der Führer von Waterloo, der in der Nacht der Entscheidung, neben seinem Trommler hinter Napoleon herhetzt, als Symbol des preußisch-deutschen Heeres in die Geschichte ein.

Der Patriot.

Obwohl Gneisenau kein geborener Preuße war, wurde er geradezu das Sinnbild der preußisch-deutschen Einheitsidee. In seinen Schriften und Aufrufen hat er immer wieder betont, daß man die „unendlichen Kräfte im Schoß einer Nation entwickeln und benützen müsse; denn die neue Zeit braucht mehr als alte Namen und Titel, frische Tat und frische Kraft." Dem König aber erklärte er, als er diesem zum ersten Mal den Entwurf der allgemeinen Wehrpflicht vorlegte und Friedrich Wilhelm die Randbemerkung „als

Poesie gut" darauf geschrieben hatte: „Majestät, auf Poesie ist die Sicherheit der Throne und die Freiheit der Völker gegründet".

Der Tod.

Wenn es auch Gneisenau nicht vergönnt war, auf dem Schlachtfeld zu sterben, so fällte ihn doch am 24. August 1831 eine „Feldkrankheit", die Cholera, die ihn beim Aufmarsch seiner Armee als Abwehr russischer Truppenbewegungen niedergeworfen hatte. Als Gneisenau auf seinem Krankenlager hörte, daß auch der russische Marschall Diebitsch der Cholera erlegen sei, sagte er: „Man wird die Krankheit von jetzt ab wohl die Feldmarschallkrankheit nennen." Die Sorge um die Zukunft Deutschlands umschattete seine Stirn, ebenso wie Bismarck bei seinem Tode. Er schrieb in sein Tagebuch, wenige Monate vor seinem Tod: „Wir gehen sicherlich einer Revolution entgegen, wenn auch nicht in der nächstbevorstehenden, so doch in einer späteren Zeit."

Ruhmesblatt für Hedderich.

Skizze von Willi Steinborn.

— — denn er, der Unfreie, der den Kampf nicht verstand und mied, hat ihn einmal verstanden und nicht gemieden; er hat ihn angenommen, und ein Sieg ist sein gewesen, des Freien fortan, und so soll alles wohl berichtet werden, daß die Trägheit ewig hinten bleibe, in den Sümpfen und modere!

Was sich der Bauer plagen muß! hatte Hedderich oft und oft gesprochen, beim Ackern, beim Kartoffel-Legen, beim Mähen, beim Einfahren, beim Dreschen, beim Drillen, beim Rübeneinmieten, — und schließlich wollte er sich nicht länger plagen; er verkaufte einen Teil seiner Felder, verpachtete den Rest und fing einen Handel an.

Sogleich war hinter seinem Zaun gegen die Straße ein Schild zu sehen, auf dem „Holz und Kohle" gepinselt stand, und darunter: „Getreidehandlung." Hedderich brauchte nicht mehr von der Frühe bis zur Nacht seinen Leib zu peinigen, er radelte nur noch, radelte hin, radelte her, handelte hier, handelte dort, beschrieb Papiere, unterzeichnete Papiere, zahlte Scheine aus, nahm Scheine ein. Das ging so. Nur mit dem Rade war es noch nicht das Rechte; Landwege erfordern zu viel Schweiß von einem Radler: Hedderich erwarb ein Auto. Zwar konnte er es nicht auf einen Ansatz begleichen, dazu war, ja was doch? die Zeit war zu sehr in Unordnung, es blieb eine Restschuld, aber die würde das Auto leicht selbst abdecken, indem es andere Leute um Lohn geschwinde an das Ziel ihrer Wünsche trug. Drum tuschte also eines Tages der Maler unter die Getreidehandlung „Autofahrten", und die Tafel nahm sich noch besser dadurch aus.

Hedderich war ein vielseitiger Mann geworden, mündlich, schriftlich und am Steuer, wo und wann es sein mochte. Sogar in den Kneipen verstand er sich zu betragen, er wußte, wie man mit großer Geste eine Runde ausgibt, wie man das vertrauliche "Na Prost!" ausspricht, um den Versicherungen ein neues Mitglied zu gewinnen . . . Denn warum sollte er nicht, da er sowieso viel unterwegs sein mußte, für diese und jene Versicherung werben, ganz nebenbei; auf dem Schild hinterm Zaun brauchte es ja nicht gleich zu lesen zu sein? — „Ja, der Hedderich!" sagten die Leute . . .

„Der Hedderich!" sagten die Leute. — Einer wollte seine Scheune gegen Brandschaden neu versichern, da vermochte Hedderich das nicht; er hatte die Versicherungen wieder abgegeben, sie brachten zuviel Ärger. Ein anderer konnte nun doch nicht mit Hedderich die Fahrt in die Stadt unternehmen, das Auto befand sich in der Werkstatt. Ein dritter fragte auch nach vier Wochen vergeblich an, das Auto war verkauft; erst im Frühjahr würde ein neues in der Garage stehen. Das Frühjahr samt dem Sommer zog vorüber, doch die Garage blieb leer, nur ein Fahrrad rostete darin. Ein vierter hätte gern Getreide gekauft, er bekam nichts. Ein fünfter beabsichtigte, sich zur billigen Zeit mit Kohle zu versehen, doch er traf auf ein geräumtes Lager. Ein sechster brauchte Holz, aber nirgends war auf Hedderichs Hof ein Stapel zu finden, und beim Forstamt kaufen und abfahren lassen? Das besorgte er denn auch selber, dazu brauchte er Hedderichs faulen Kutscher nicht.

Viele Nächte hindurch grübelte Hedderich in die Irre: man habe ihn übervorteilt; er sei zu ehrlich gewesen, da alle Menschen Gauner sind; die Regierung ist schuld, daß alles so mit ihm ausging, oder auch die Franzosen, Italiener, Engländer, Amerikaner, die Handelsverträge — — Hedderich geriet in den Schlingwald der Weltgeschichte, und als er aus dem leidlich heil wieder heraus war, reiste er vor den Thron Gottes mit seinen Gedanken. Einmal aber, als er schon niemand mehr wußte, bei dem er vorsprechen könnte, begegnete er sich selbst; er sah auf und sah sich selbst, da erkannte er. Mit einem Blick erfaßte er die ganze Wahrheit über sein bisheriges Leben, und er fiel über sich her und gab keine Gnade.

In der ersten Dämmerung sprang er aus dem Bett. Er fütterte die Pferde, weckte den Kutscher und jagte ihn vom Hof. Dann suchte er einen Spaten und machte sich daran, jenes Schild am Zaun unverzüglich auszugraben. Er wurde schweißnaß dabei, auch stellten sich Schmerzen im Rücken ein, — aber noch ehe die Sonne über das Anwesen strich, sank das Zeichen der verworrenen, trügerischen Jahre auf die Seite, das Denkmal einer hohlen Geschäftigkeit, als wünschte es, von allein zusammenzufallen, nun, da ein Mensch in seine ihm zugeborene Tätigkeit zurückkehrte, wahrhaft einkehrte.

Durch den Winter brachte Hedderich sich und seine Familie, indem er Stämme für ein Sägewerk und Steine für einen Straßenbau anfuhr. Als im März die Felder auftauten, bot er den Nachbarn seine Arbeitskraft an. Sie stellten ihn ein, wo es ihnen gerade möglich war, und zwischendurch werkelte er auf seinem Pachtland, das er nun wieder selbst übernommen hatte.

Er zeigte sich unermüdlich und war nicht mürbe zu kriegen. So kam allmählich seine Wirtschaft in ihre alte Größe, nach mancherlei notvollen Jahren. Hedderich aber verharrte auch danach in seinem neuen Wesen des Fleißes und der Stille; nur zuweilen, wenn es sehr schlimm und völlig umsonst gewesen war, hörte man ihn ausrufen: „Was sich der Bauer gern plagt!"



Lustige Ecke



Frage an Paul.

Es war auf der Jagd. Zwei gingen in den dichten Wald. Plötzlich fiel ein Schuß. Es war Bruno, der geschossen hatte. Bruno rief sogleich:

„Paul?"
„Bist du noch da?"
„Ja. Warum?"
„Dann habe ich eben einen Hasen geschossen."

*



„Das ist viel zu viel Salz — das verdirbt die Suppe vollkommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.